Zeitschrift: Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde
Band: 25 (1963)
Heft: 6-7

Artikel: Natur, Kultur und Denkmalpflege
Autor: Zürcher, Richard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-861382

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

mit Freiplastiken vor. [8] Im Fürstensaal des Klosters und bei Herrn Meinrad Fuchs, welcher dem Verfasser freundlicherweise erlaubte, die Babelschen Bozetti seiner Sammlung zu photographieren. [9] Die Kopfdrehung ist anders, und die Linke trägt die Palme. [10] Wobei die Gewänder der Altarfiguren von Ettiswil natürlich viel weicher fliessen. Vgl. A. Reinle, Die Kunstdenkmäler des Kantons Luzern, Bd. V, S. 73 ff. Basel 1959. [11] Ebenfalls in der Sammlung des Fürstensaales von Einsideln. [12] Birchler, a. o. O., S. 253. [13] Die auf *eine* Ansicht und auf Fernwirkung berechneten 3 m hohen Heiligenstatuen auf der Attika weisen, aus der Nähe besehen, stark herausmodellierte Gesichtszüge auf, die einander nahe verwandt sind. Die wie Teppichgewebe schwer sich stauenden Falten sind zu grossen Massen zusammengefasst. Alle zehn Standbilder und die allegorischen Gestalten beim Standesschild bestehen aus zwei Blöcken ungleicher Grösse. Sie sind an den Rückseiten, die noch deutlich die Fläch-Spuren des Zahneisens zeigen, teilweise nicht einmal aufeinander eingepasst.

Natur, Kultur und Denkmalpflege*

Von RICHARD ZÜRCHER

Das Rousseau-Jahr hat unserer Zeit von neuem die Spannung zwischen Natur und Kultur bewußt gemacht, die bereits der große Denker und Dichter des 18. Jahrhunderts in seiner berühmten Antwort auf die Preisschrift der Akademie von Dijon formulierte. Was J.-J. Rousseau unter «Kultur» verstand und was seit Oswald Spengler wenigstens im deutschen Sprachgebrauch als «Zivilisation» bezeichnet wird, nämlich der Fortschritt der menschlichen, mittels der Vernunft erreichten Errungenschaften und damit auch des äußeren Komforts, hat sich heute in einem Maße von den natürlichen Lebensbedingungen entfernt, daß unser Dasein in einer erschreckenden Weise sich immer mehr gewissermaßen auf Stelzen bewegt, so sehr haben wir den normalen Boden unter den Füßen verloren. Die *Reaktion* ist wenigstens in einzelnen Kreisen entsprechend stark: Noch vehementer als im 18. Jahrhundert strebt man heute zu den Ursprüngen zurück, sucht man unterzutauchen in letzten Tiefen des Gefühls und drängt vor allem in den Künsten nach dem Elementaren, dem unartikulierten Schrei, der nackten Farbe, den primitivsten Formen der Geometrie oder der formlosen Masse bloßer Flecken.

Was bei diesen bis zum Zerreißen gesteigerten Spannungen fehlt, ist der Ausgleich, die *Vermählung des Rationalen mit dem Emotionalen,* der Natur mit dem Menschenwerk, doch auch der Vergangenheit mit der Gegenwart und Zukunft, kurz der Synthese, in welcher wir, im Unterschied zur äußerlich sich perfektionierenden Zivilisation, im positiven Sinne Kultur erkennen. In ihrem alten Sinn als Pflege ist sie das Ziel sowohl der Landschaftsgestaltung wie der Denkmalpflege, und in ihr verwirklicht sich jener *echte Heimatschutz,*

* Mit freundlicher Erlaubnis aus der NZZ, Nr. 39 vom 13. Oktober 1963.

der heute nicht nur mehr als je nottut, sondern auch durchaus realisierbar ist, sofern er sich in ein höheres Ganzes einfügt. Vorbilder für dieses Vorgehen, und zwar in einer prinzipiellen inneren Haltung, im Unterschied zu der nur oberflächlichen Nachahmung, bieten uns die großen Epochen der Vergangenheit, vornehmlich das 18. Jahrhundert, wie es noch bis zur Schwelle der heutigen Konjunktur beispielsweise das Antlitz des Tessins prägt, wo die intensivste Bebauung des Bodens die *Natur* keineswegs vergewaltigte, sondern sie, zusammen mit den architektonischen Akzenten der Kirchen, Klöster und Kapellen, der Dörfer und der einzelnen Patriziersitze, in einem schönen Sinn *vermenschlichte*. Doch auch in anderen Landschaften, wie an den Ufern des Bodensees, lebt noch bis heute die innigste und zugleich mannigfachste Vereinigung von Natur und Kultur. — Als Gegenbeispiel freilich aus jüngerer und jüngster Zeit sei die Industrialisierung des Hochrheins bei Rheinfelden und Zurzach, des unteren Misox, der Leventina bei Bodio und immer größerer Partien des Rhonetales genannt.

Kultur bedeutet nun zwar keinswegs die unbegrenzte Konservierung eines bisher unberührten Zustandes, was höchstens in einzelnen entlegenen Gebieten, wie im *Nationalpark*, möglich ist. Es ist auch nicht überall möglich, das Bild eines lebendigen Gemeinwesens auf einen Zustand hin zu fixieren, wie er beispielsweise im frühen 19. Jahrhundert, vor der ersten Industrialisierung in unserem Land, bestanden hat. Auf allen Bestrebungen solcher Art lastet nämlich das *Stigma des Musealen*, das heißt des Herauspräparierens eines Zustandes auf das bloße äußere Bild hin, was letztlich einem Theaterprospekt gleichkommt, auf Kosten der Ganzheit des Lebens.

Auf der anderen Seite aber schließt dieses Leben, gerade wenn es voll und umfassend sein soll, so gut wie die Forderung nach *Erneuerung* auch jene nach *Bewahrung* in sich. Die Vereinigung von beiden bedeutet Kultur. In diesem Sinne heißt Kultur die Pflege des Vorhandenen, damit aus ihm das Neue sich organisch entwickle. Kultur ist das gelenkte Wachstum, in welchem das natürliche freie Spiel der Kräfte sich im richtigen Verhältnis einer überlegten Planung einordnet, ohne von dieser vergewaltigt zu werden. Vielmehr sollen die Bereiche des Gefühls und des Unbewußten mit jenen der Vernunft und des Bewußtseins harmonieren.

So selbstverständlich diese Forderungen klingen, so schwer lassen sie sich heute miteinander in Uebereinstimmung bringen. Denn unsere Zeit neigt auch hierin zum Extremen, wobei die eine Lösung die entgegengesetzte ausschließen möchte und sich in ihrem Radikalismus selber ad absurdum führt.

So gibt es gerade auf dem Gebiet des Städtebaues *ebensosehr die Flucht in die Vergangenheit wie in die Zukunft*. Die Schaffung völlig musealer Alt-

städte und umgekehrt die Idee der «neuen Stadt», beides verrät nicht nur ein völlig unfruchtbar gewordenes Verhältnis zur Tradition, sondern im Grunde das nämliche Unbehagen an unserer Zeit, dem man möglichst weit entrinnen möchte.

Wenn demgegenüber die Lösung in der Mitte liegt, welche Maßstäbe und Gesichtspunkte gewährleisten uns nun aber die richtige Weiterentwicklung; was garantiert, daß die Fortführung organisch, der Anschluß an die Tradition harmonisch ist? Was verhindert, daß bei allem planenden Bemühen das Neue nicht doch als disharmonischer Fremdkörper alte, gewachsene Zusammenhänge sprengt, oder daß nun auf einmal die noch übrig gebliebenen Zeugen früherer Epochen gegenüber der Lebenskraft des Neuen in einem Maße nicht mehr zeitgemäß erscheinen, daß nichts mehr übrig bleibt, als nun auch sie zu beseitigen?

Fragen wir nun zunächst, wieso es heute derart oft zu solchen Fällen komme, so sind es einmal die *neuen Materialien* und die ihnen eigenen konstruktiven Möglichkeiten, die den grundsätzlichen Unterschied zu allem Früheren bewirken. Armierter Beton und vor allem Glas und Metall verleihen den Werken moderner Architektur ein völlig anderes spezifisches Gewicht, ja man kann sagen, einen anderen Aggregatzustand. Mag ein solcher Bau in seinen Proportionen sich noch so sehr in seiner Umgebung einfügen wie beispielsweise der PKZ-Neubau an der Zürcher Bahnhofstraße, das Gefühl einer Lücke innerhalb der Zeile bleibt, so wie sein betont traditionelles Gegenüber, der Erweiterungsbau des Bankvereins, trotz breiten Quadern und Fenstereinfassungen für das auf moderne Schwerelosigkeit eingestellte Auge, das diesen Formen ursprünglich Eigene verliert und wie aus leichtem Kunststein hergestellt erscheint. Wenn aber auch die Rücksicht auf die Proportionen fehlt und in robuster Unbekümmertheit sich das Neue im Herzen einer alten Stadt aufpflanzt, wie zum Beispiel ein Hotelbau gegenüber der Martinskirche in Chur, dann ist der Mißklang wie beim Ertönen einer Jazztrompete innerhalb eines klassischen Kammerorchesters. dessen Musikern darauf nichts anderes übrig bleibt, als still ihre Instrumente zusammenzupacken, um dem Störefried das Feld zu überlassen.

Zum «spezifischen Gewicht», im ästetischen Sinne gemeint, tritt in der modernen Baukunst oft ein von Grund auf anderer Maßstab und ein ebenso neuer Rhythmus. Ein *Hochhaus* kann allein durch die Zahl seiner Stockwerke einen neuen Maßstab setzen, mit dem es seine Umgebung beherrscht. Hier allerdings wirken sich die leichten Materialien, nämlich Glas und Eisen, günstig aus, indem sie das Gewicht und damit die Erscheinung mildern. Aber auch sonst schließt seine absolute Größe das Hochhaus keineswegs schon von Anfang an aus einem kultivierten Landschaftsbilde aus, sofern die richtige maßstäbliche Beziehung zur nähern und zur weiteren Umgebung gefunden

wird. Freilich müssen wir uns mit der Umstellung abfinden, daß die äußere Größe heute nicht mehr in jedem Falle Ausdruck der inneren geistigen Bedeutung ist, eine Einsicht, die aus dem Massencharakter unseres Jahrhunderts, ja eigentlich schon seit dem Beginn der modernen Industrialisierung sich notwendigerweise ergibt.

Jedes Bauwerk besitzt einen *absoluten und einen relativen Maßstab.* Der erste ist durch den Gesamtumfang gegeben und läßt daher zwischen den einzelnen Gebäuden große Unterschiede zu, wie wir sie gerade heute zwischen den immer kleiner werdenden Einfamilienhäusern und den immer mehr ins Kolossale wachsenden Bureau- und Wohnblöcken sehen. Aber auch hier sollte die Relation zwischen groß und klein im Hinblick auf eine *harmonische Gesamtplanung* nicht abreißen. Auch das ganz Große und selbst noch das ganz Kleine müssen miteinander in Beziehung gesetzt werden. Beziehungsvoll und «vergleichbar» — Rudolf Kassner spricht im Anblick einer klassischen Fassade das wichtige Wort von der «Vergleichbarkeit» — sind auch heute noch entscheidende Kriterien für architektonische Qualität. In Schöptungen wahrer architektonischer Kultur herrscht indessen nicht nur zwischen groß und klein keine Diskrepanz, sondern die Qualität äußert sich auch in der Fähigkeit zur Nuancierung. Innerhalb eines gegebenen Straßen- oder Platzbildes kann ein falsches Abweichen von der gegebenen Norm verheerend wirken, wie es beispielsweise in München an der Ludwigstraße die zu groß bemessenen Bauten des Nationalsozialismus tun, die trotz der Nachahmung der Einzelformen den für ihre Nachbarschaft verbindlichen Maßstab eines noch edlen Klassizismus zerstören — von dem lauten Auftrumpfen italienischer Bauten aus der Aera des Fascismus hier ganz zu schweigen.

Die zweite Möglichkeit einer Wertung bezieht sich auf die *Relationen innerhalb des gleichen Bauwerks.* Dabei erweist sich, wie erstaunlich streng und zugleich wohltuend beispielsweise vom Beginn der Renaissance bis zum Ende des Barocks das Große und das Kleine selbst innerhalb der einzelnen Fassade aufeinander abgestuft wurde, wie eine Loggia oder ein Portal die Front wohl unterbrechen, nicht aber zerreißen, und wie selbst in der stärkeren Abstufung des Barocks das Hauptgeschoß die übrigen Geschosse wohl dominiert, nicht aber vergewaltigt. — Was hier als der absolute und der relative Maßstab, jener des Bauwerks als ganzes und dieser in dessen einzelnen Elementen, bezeichnet wurde, findet sich wieder in der Gesamtlage: einer Straße, eines Platzes, einer Siedlung, ja einer ganzen Landschaft, doch ebenfalls in den aus verschiedenen Elementen errichteten Komplexen von Fabriken und Verkehrsanlagen.

Mit dem Maßstab eng zusammen hängt der *Rhythmus,* begriffen als die Abfolge der architektonischen Elemente, von der Reihung der Öffnungen in einer

Hauswand bis zu jener einzelner Baukörper oder ganzer Baukomplexe. Auch hier nämlich gilt in Paranthese der Satz: architectura non fecit saltum. Indessen sucht gerade hier das Bauen unserer Zeit die Spannung und den Gegensatz bis zum Zerreißen. — Ein Grundgesetz des architektonischen Rhythmus ist die Vertikalisierung namentlich der Oeffnungen. Sie nimmt Bezug auf die Haltung des einzelnen Menschen, der aufrecht durch die Tür geht oder vor einem Fenster steht. Selbst Epochen, die wie die Renaissance, und Länder, die wie Italien, die ein ausgespochenes Gefühl für die Horizontale besitzen, gehen im Einzelnen von der Senkrechten aus und gewinnen dadurch eine einheitliche Haltung, die unserem natürlichen Gefühl schon rein physiologisch wohltut. Es ist die menschbezogene Einheit, welche die verschiedensten Bauten zur harmonischen Gesamtheit von Straße, Platz und Stadtbild verbindet. Der Rhythmus wirkt sich aus als verbindliche Ordnung, und zugleich entspringt er einer menschlichen Grundhaltung, die in ihm sinnfällig wird. Denn auch die klassischen Proportionslehren fassen — im Unterschied zu gewissen nur intellektuellen Destillaten in der Art Le Corbusiers — Gesetze in Zahlen, die einem menschlichen Grundgefühl entspringen.

Dieses *Grundgefühl* muß vorhanden sein, wenn das Verschiedene — in unserem Fall das Neue mit dem Alten — zusammenstimmen soll. Es entspricht dieses Grundgefühl weniger dem Ergebnis von Berechnungen, die meist nur eine nachträgliche Bestätigung darstellen, sondern einem sorfältigen und behutsamen Abwägen, gewissermaßen einem Erspüren des richtigen Maßstabes und der richtigen Relationen. Und hier zeigt sich nun auch der Weg für den modernen Architekten, nicht nur im Schaffen des völlig Neuen, sondern vor allem im behutsamen Ergänzen des bereits Bestehenden. Ein Baumeister, der wieder diesen Namen verdient, der im einzelnen Werk Maßstab und Rhythmus im richtigen Verhältnis setzt, wird auch fähig sein, eine ebenso befriedigende Relation zwischen Altem und Neuem zu finden.

Freilich, es brauch dazu eine gewisse Bescheidung, Verzicht auf übertriebene Originalität, auf die Anmaßung, daß das Neue an sich schon das Bessere sei — so wie umgekehrt die Ehrfurcht vor dem schon Bestehenden uns nicht vor der Verpflichtung gegenüber unserer eigenen Zeit befreit. Die Achtung vor der Vergangenheit soll vielmehr dazu führen, ein Grundgesetz zu erkennen, dem man sich, es weiterbildend, einfügt, so wie in den großen Zeiten der Vergangenheit die Tradition nur Grundlage und Leitlinie bedeutete, um daraus um so fruchbarer das Eigene zu entwickeln, gleich einem Gärtner, der mit Maß das Alte lichtete, um dem Neuen einen sorgsam vorbereiteten Raum zu schaffen. — Womit wieder das Bild der Kultur im Sinn der vom Menschen gehegten Natur beschworen wäre.